

BRETTNER DIE DIE WELT BEDEUTEN

Text Gordon Detels

Echte Surfer sind Süchtige, die sich von Welle zu Welle hangeln und für den 30-Sekunden-Kick ihr Leben riskieren. Auf Tahiti treffen sich einmal im Jahr die besten Profis zum Wettkampf. MAX war dabei

Um 5.30 Uhr krähen auf Tahiti die Wecker: Die frei lebenden Hähne der Insel begrüßen lautstark den Tag, während die Sonne langsam am Horizont aufsteigt. Stetig schickt der im Morgenlicht funkelnde Stille Ozean neue Wellen Richtung Küste. Noch ist niemand im Wasser. Die Einheimischen schlafen um diese Zeit noch.

Andy Irons ist müde, trotzdem steht er auf. Der Weltmeister im Wellenreiten zieht seine Boardshorts an, cremt sich das Gesicht mit Sonnencreme ein, holt ein Surfboard aus dem großen Metallcontainer im Garten und weckt seine Freundin und die anderen Mitbewohner. Ohne ein Wort zu wechseln, gehen sie gemeinsam zum Bootsanlegesteg hinter dem Haus, werfen den Außenbordmotor des kleinen Bootes an und fahren raus. Der 25-Jährige reitet die erste Welle des Tages.

Einen guten Surfer, so heißt es, erkennt man daran, dass er meistens auf dem Wasser ist.

Andy ist seit zwei Jahren offiziell der beste Surfer der Welt. 2002 und 2003 hat er die Weltcupserie der ASP, der Association of Surfing Professionals, gewonnen. In fünf von zwölf Turnieren zwischen Australien und seiner Heimat Hawaii hatte die Konkurrenz in den letzten beiden Jahren keine Chance gegen ihn.

Wenn Andy nicht mit den 43 anderen Tourteilnehmern von Turnier zu Turnier reist und surft, lebt er auf Kauai und surft dort mit seinen alten Freunden. Lindy ist immer dabei. Darum ist er mit ihr zusammen. Die Freundin begleitet

Teahupoo heißt übersetzt ‚rasierter Skalp‘. Wer hier stürzt, riskiert sein Leben.

ihn auf jedes Turnier und geht immer mit zum Strand. Oft hinter ihm, mit ein paar Schritten Abstand.

Die zwei reden viel über Andys Wellen.

Mittags sitzt Andy im Schatten der Terrasse des Hauses und schaut den mehrseitigen Artikel einer tahitianischen Tageszeitung an. Es geht um die Air Tahiti Nui Trials, ein Surfturnier, das am Tag zuvor endete. Die zwei besten Teilnehmer konnten sich für die Hauptveranstaltung, die Billabong Pro Teahupoo, qualifizieren, an der Andy teilnimmt. Lindy sitzt stumm neben ihm, nur einmal bittet sie ihn um ein Glas Wasser. Er reagiert nicht. Andy studiert intensiv den Artikel; er versteht kein Französisch.

„Was hätte ich nach der Highschool machen sollen?“ fragt er und antwortet selbst: „Wenn ich zum College gegangen wäre, hätte ich während der Zeit in einem Restaurant arbeiten müssen und würde nun einen beschissenen Job machen, den ich nicht mag. Und viel Geld würde ich auch nicht bekommen.“ Jetzt habe er ein nettes Haus, einen netten Wagen und führe ein nettes Leben, sagt Andy, er habe alles richtig gemacht.

Letztes Jahr verdiente er 211 000 US-Dollar an Preisgeldern. Seine Eltern haben längst ihre Jobs aufgegeben: Sie managen ihn und seinen Bruder Bruce, der ebenfalls auf der World Cup Tour (WCT) ist. Er ist nicht so erfolgreich wie Andy. Als Andy im Jahr 2000 auf die Tour kam,

war er bei den Surfern nicht sehr beliebt. Sie fanden, er sei arrogant. Sie beobachteten ihn, warteten auf Fehler und wollten ihn verlieren sehen – meint Andy. Er trainierte härter und gewann immer häufiger. Die Leistung respektieren die anderen. Andy Irons Spitzname ist A. I. Die zwei Buchstaben stehen für Artificial Intelligence, künstliche Intelligenz.

Die Veranstaltung Billabong Pro Teahupoo ist eines von zwölf Weltcup-Turnieren der Männer. Die Tour führt unter anderem nach Brasilien, Australien, Südafrika und Japan.

Von April bis September bringen südliche Winde Wassermassen aus der Antarktis nach Tahiti. Dann entstehen 365 Meter vor der Küste des Ortes Teahupoo im Südosten der Insel die gefährlichsten Wellen der Welt. Die ersten paar hundert Meter ist das Wasser sehr flach und reicht maximal bis zur Hüfte. Dann sackt der Meeresboden um 90 Meter ab. Das vom Pazifik kommende Wasser rast ungebremst auf die Insel zu. Am Riff schnell es in die Höhe und stürzt dann nach vorn. So entstehen Wellen von bis zu vier Metern Höhe. Und die schönsten Wasserröhren (Tubes) der Erde. Das Wasser auf dem Riff hinter der Welle ist nur knietief. Wer hier stürzt, riskiert sein Leben. Vor vier Jahren starb zum letzten Mal ein Surfer. Teahupoo heißt übersetzt „rasierter Skalp“.

Mark Occhilupo sitzt auf einem Stuhl im Garten, isst Chips und guckt raus auf das Meer. So wie die anderen Teilnehmer der WCT wartet er. Nach Meinung des Veranstalters sind die



Lustloses Kickern beim Warten auf die richtigen Wellen. Tiago Pires (u.) ist nervös und wartet auf seinen ersten Wettkampf an diesem Tag

Der Jury- und Fernsehurm (l.). Hier entstehen die spektakulären Surf-Bilder. Einheimische haben nur Zutritt, wenn sie am Wettbewerb teilnehmen

Wellen nicht groß genug. Darum wird bei jedem Turnier eine Warteperiode eingeplant. Der Wettkampf startet erst, wenn sich niemand außer den Profis mehr auf das Wasser wagt. Mark ist 37 Jahre alt und ältester Teilnehmer der Tour. Er ist insgesamt 19 Jahre Profi. „Im Vergleich zu früher hat sich viel geändert“, erklärt er, „damals sind wir an Orten gegeneinander angetreten, an denen wir heute nicht mehr surfen, weil die Wellen nach jetzigem Standard nicht mehr gut genug sind.“ Früher konnte man auch mal verkatert surfen, sagt er und grinst. Auch das ist heute anders.

Der 37-Jährige ist am Ende seiner zweiten Karriere. Die erste endete 1988. Damals hatte er, der von den Medien als Wunderkind des Wellenreitens bezeichnet wurde, die Weltmeisterschaft mal wieder knapp verpasst. Mark, der seit dem 16. Lebensjahr professionell surfte, war müde und ausgebrannt. Er brach ein Turnier im Viertelfinale ab und fuhr nach Australien, wo er auch heute noch lebt. In den Jahren danach surfte der Australier nur noch halbherzig. Das ganze Jahr 1993 blieb Mark Occhilupo zu Hause. Er guckte fern, aß Unmengen, trank viel Alkohol und nahm 60 Pfund zu. Er war nicht mehr auf der Tour.

Eines Tages, als er mit seinen 115 Kilogramm auf dem Sofa saß, entschloss er sich, es noch einmal zu probieren. Mark Occhilupo hatte das Gefühl, sein Leben zu verschwenden. „Ich bekam Angst, dass ich auch privat aufhören wür-

de zu surfen. Das durfte nicht sein. Surfen ist mein Leben.“ Er nahm ab, begann mit dem Training und quälte sich durch die World Qualifying Series (WQS). 1996 war er zurück auf der Tour. Er wollte sie nicht gewinnen, sagt er, er wollte nur surfen. Drei Jahre später, 1999, wurde Mark Occhilupo mit 34 Jahren ältester Weltmeister aller Zeiten. Letztes Jahr gewann er kein einziges Turnier und wurde nur Sechzehnter. Spätestens mit 40 will er aufhören. Mit insgesamt 820 000 Dollar Preisgeld ist der Australier der dritterfolgreichste Surfer aller Zeiten. Er ist verheiratet und hat einen einjährigen Sohn. Wenn er frei hat, geht er am liebsten fischen oder bowlen.

“**Wellenreiten ist längst mehr als eine Lebenseinstellung. Es ist der Weg zu viel Geld.**”

Wer zu den 44 besten Surfern der Welt gehören will, muss sich auf der WQS, der World Qualifying Series, beweisen. Über 700 Surfer aus aller Welt sind auf dieser Tour. 38 Turniere wurden letztes Jahr gewertet. Nach Saisonende steigen die 16 ersten der WQS auf und tauschen ihre Plätze mit den 16 letzten der WCT.

Der Weltcup der Profisurfer ist anstrengend. Von März bis Dezember finden die Turniere statt, der Surfzirkus reist um den ganzen Globus, ohne Rücksicht auf Zeit-, Klima- und Flughafenwartezonen.

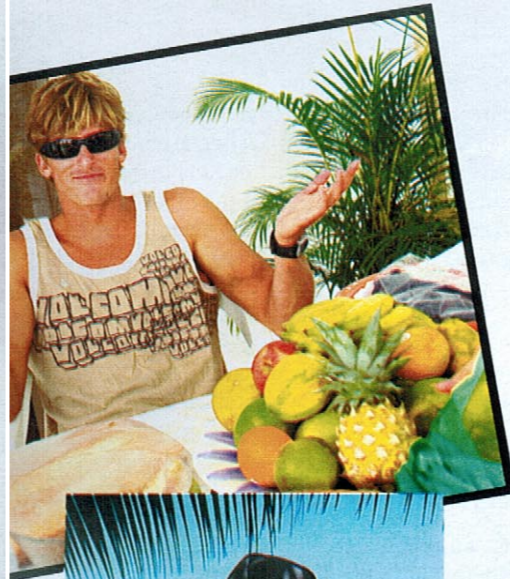
Ein Turnier besteht aus mehreren Runden, den Heats. In den ersten treten drei Männer gegeneinander an. Sie sind zeitgleich auf dem Wasser und warten auf Wellen. In einer vorge-

gebenen Zeit muss jeder versuchen, möglichst viele Manöver auf den Wellen zu fahren. Die Jury bewertet jeden Ritt. Die zwei besten Surfer kommen weiter. In den Runden danach wird Mann gegen Mann gekämpft. Beim Surfen geht es um Können und Taktik. Und darum, dass die Natur gnädig ist und die richtige Welle schiekt.

Jedes Turnier ist mit 260 000 US-Dollar dotiert, der Sieger von Teahupoo wird 30 000 Dollar bekommen. Wellenreiten ist längst mehr als eine Lebenseinstellung. Es ist der Weg zu viel Geld.

Zehn Autominuten außerhalb von Teahupoo. Auf einem Grundstück links neben der Straße stehen drei Häuser. Überall auf dem Boden verteilt liegen Surfboards. Neoprenanzüge und Boardshorts hängen in den Ästen der Bäume, Handtücher trocknen auf dem Pier. Surfer aus Europa, Australien und den USA wohnen hier während des Wettbewerbs. Einige sitzen am Wasser und fachsimplen über die Wellen, andere schlafen in den Hängematten, eine Vierergruppe steht um einen Laptop herum und diskutiert die Wettervorhersage. Wann kommt die Welle? Die Freundinnen stehen daneben und gucken unwissend zu. Viele Surfer nehmen ihre Mädchen mit auf Tour.

Tiago Pires hockt abseits auf einem Plastikstuhl und hat ein Handtuch über dem Kopf hängen. So wie ein Boxer es macht, der sich nach einer Niederlage am liebsten verstecken will. Der 24-Jährige braucht keine Wellen mehr. Er hat sie bereits verpasst. Tiago Pires kam her,



Bruce Iron (o.) beim Frühstück. Sein Bruder analysiert zu dieser Zeit bereits das Meer, Freundin Lindy immer im Schlepptau



eben 100 Prozent geben.“ Der Portugiese hat keine Freunde auf der Tour. 80 Prozent sind Rivalen, erzählt er, die restlichen 20 allenfalls Bekannte. Auf dem Wasser herrscht Krieg, sagt er, „auf dem Wasser vergäße ich auch die beste Freundschaft“.

Freund und Feind eines Surfers sind nur die Wellen. Beim Surfen gibt es keine Limits. Surfen ist wie die Formel 1: Es geht immer mehr, immer schneller, noch präziser. Natürlich surft Tiago jeden Tag. Der Sponsor glaubt an ihn und hat gerade den Vertrag verlängert. Wer nicht unter den ersten 44 in der WCT ist, kann kaum vom Preisgeld leben.

Was, wenn es nicht klappt mit dem Traum? „Darüber denke ich nicht nach. Wenn ich das mache, verliere ich mein Selbstvertrauen.“

Für die 1272 Einwohner von Teahupoo ist die Surfveranstaltung, die jedes Jahr von Anfang bis Mitte Mai stattfindet, der Höhepunkt des Jahres. Für die Jugendlichen sind die Wellenreiter Idole. Alle Mädchen und Jungen des Dorfes surfen am kleinen Strand der Einheimischen. In den wenigen aus Holzplatten und Wellblech errichteten Kneipen und Cafés laufen Surfvideos, die Jugendlichen träumen von einer Karriere als Profisurfer. Von einer Karriere weit weg von der im Pazifischen Ozean gelegenen 1000 Quadratkilometer großen Insel.

Die Erwachsenen sind stolz, dass sich einmal im Jahr die Augen der Surfwelt auf ihr Dorf richten. Außerdem verdienen sie Geld mit den knapp 300 Surfern, Organisatoren und Journalisten. In Teahupoo gibt es einen Supermarkt und eine Kirche, aber keine Hotels. Die Besucher wohnen während der Billabong Pro Teahupoo in den Bungalows der Einheimischen. Ein

Zimmer kostet 20 Euro. Die Dorfbewohner bekommen wenig von den Surfern mit. Die Veranstaltung wird wie immer am Riff stattfinden. Vom Ufer aus sind die Teilnehmer kaum zu erkennen, auf den Jurymturm und die Boote draußen an der Welle dürfen nur Surfer und Journalisten. Wellenreiten ist ein Sport für die Teilnehmer, nicht für das Publikum. Die Einheimischen könnten die Sicht der Teleobjektive versperren.

Als am Nachmittag die Veranstaltung offiziell eröffnet wird, versammeln sich alle Dorfbewohner. Auf einer Bühne werden Tänze durchgeführt, der Priester segnet die Veranstaltung, der Bezirksbürgermeister ist angereist und hält eine Rede. Auf den für die Surfer reservierten Stühlen sitzt niemand. Die Surfer liegen. Draußen auf ihren Brettern.

Andy Irons wartet auf die richtige Welle. Er liegt auf einem Board kurz vor der Breaking Section, dort, wo die Wellen sich brechen.

Wenn eine Welle kommt, paddelt man ihr nicht entgegen. Man wartet auf sie, nimmt Geschwindigkeit auf und bewegt sich kurze Zeit auf ihrem Rücken Richtung Strand. Dann muss man sich entscheiden. „Die Angst bleibt immer“, sagt Andy Irons.

Ein starker Sog landauswärts. Andy paddelt an, der sich immer höher aufbauende Wellenberg packt sein Board, Andy verlagert das Gewicht von der hinteren auf die vordere Seite und kippt über die Welle hinweg. Er drückt sich hoch, stellt sich aufrecht hin und rast fast senkrecht den knapp vier Meter hohen Wellenberg herunter. Die hinter ihm hoch steigenden Wassermassen kippen nach vorn, die Welle beginnt nach links wegzubrechen. Andy reitet an ihrem Fuß entlang, surft vor dem spritzenden Weißwasser. Die Welle verfolgt ihn, er lässt sich einholen; Andy verschwindet. Es sieht aus, als habe die Welle ihn aufgefressen. Er surft jetzt in ihr. Andy macht sich kleiner, geht leicht in die Hocke und hält durch Gewichtsverlagerung die Balance in der Röhre. Die Surfer auf ihren Boards neben der Welle jubeln, die Kameras der Fotografen mit ihren langen Teleobjektiven klicken. Die Welle bricht immer weiter, plötzlich schießt Andy aus dem Wassertunnel heraus, fährt vor der Welle her. Er verlagert das Gewicht, die Nase des Boards dreht sich um, und Andy Irons fährt am Fuß der Welle kurze Zeit auf den vier Meter hohen Wasserberg zu, dann dreht er sich wieder, fährt weiter in Brechungsrichtung, rast den Wellenberg hoch, fährt kurz auf der Welle und springt dann über sie hinweg.

Um diese 30 bis 60 Sekunden geht es beim Surfen.

Übrigens

Der Sieger des Billabong Pro Teahupoo hieß CJ Hobgood (USA). Andy Irons schied im Halbfinale aus, Mark Occhilupo kam bis in die vierte Runde. Tiago Pires hofft noch immer auf gute Platzierungen bei den nächsten Wettkämpfen.



Das perfekte Ende eines perfekten Tages: Sonnenuntergang vor Tahiti. Und keine Spur mehr von den mörderischen Brechern

Küsschen von Freundin Lindy: Andy Irons vor dem Start (l.). Echte Surf-Groupies sind selten. Die beiden rechts waren auf Tahiti die einzigen

Mark Occhilupo, 37, (r.) ist der älteste Surfer auf der Tour und kennt alle Tricks. Zum Beispiel: Man darf der Welle nicht entgegenpaddeln (l.)



Das Meer ernährt die Surfer. Wer sich auf den Wellen nicht genügend Preisgeld erkämpfen kann, holt sich Fische aus dem Wasser

